



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Eine Märtyrerin auf dem Kaiserthron

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ländern entstehen, deren Anlehnung an die niederländische und deutsche Wissenschaft wir mit Sicherheit erwarten dürfen.

An Schwierigkeiten und Widerständen bei praktischen Versuchen zur Durchführung unseres Vorschlages wird es nicht fehlen. Daß aber die Schwierigkeiten bei jeder anderen neu einzuführenden Sprache, zumal hinsichtlich Beschaffung der Lehrkräfte, größer sind als gerade beim Niederländischen, wird in Fachkreisen ebensowenig bestritten werden wie die Gewißheit, schon bei geringem Aufwand an Stundenzahl verhältnismäßig große Erfolge zu erzielen. Ein Anschluß an den Deutschunterricht dürfte sich dabei unschwer herstellen lassen. Für die Entwicklungsgeschichte der eigenen Sprache und die Schärfung des Sprachgefühls bedeutet das Eingehen auf die ältere germanische Sprachform noch einen besonderen Gewinn; enthält doch das Niederländische viele urdeutsche Bestandteile, die aus dem Plattdeutschen teilweise, aus dem Hochdeutschen ganz verschwunden oder durch fremdartige Bildungen ersetzt sind. Die in den letzten Jahren mächtig aufblühende niederdeutsche Sprachbewegung, die sich an weitere Kreise wendet, wird sich gleichfalls der Aufgabe nicht entziehen können, das Interesse für das Niederländische durch Vergleichung und Anknüpfung an seine Sprach- und Literaturdenkmäler zu fördern. Sie kann auf die Masse der niederdeutsch Sprechenden ähnlich wirken, wie der Unterricht an höheren Lehranstalten auf den verhältnismäßig engen Kreis der Gebildeten und Interessierten.



Eine Märtyrerin auf dem Kaiserthrone

Von Professor Dr. Willi Müller

Man vergleiche hierzu den Aufsatz „Der Kaiserin Josephine Aufstiege“ aus der Feder desselben Verfassers in Heft 48 d. Z.



Am 2. Dezember 1804 trug Josephine als Gemahlin Napoleons des Ersten die Krone Frankreichs, die einer Sage nach ihr in der Kindheit prophezeit worden war — diese Frau, deren wunderbarer Lebenslauf einer legendenhaften Ausschmückung kaum bedurft hätte. Fünf Jahre lang teilte die anmutige Erscheinung, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie Geschichte, Roman, Idylle, Elegie und ein klein wenig Operette bedeute, den Thron ihres Gatten, dann kam der Sturz; die seelischen Erschütterungen, die ihm vorhergingen, dürften selbst die blasierte Menschheit von heute noch interessieren.

26*

Wenn auch die Herrscherdiademe, die Napoleon in Notre-Dame sich selbst und seiner Gemahlin aufs Haupt setzte, Symbole einer unumschränkten Macht waren, wie er sie in Wahrheit schon in den letzten Zeiten des Consulats ausgeübt hatte, schlossen sich doch der kirchlichen Zeremonie eine Reihe weltlicher Feste an, die das neugeschaffene Kaisertum im hellsten Glanze erstrahlen ließen und eine französischer Galanterie entspringende Huldigung für die immer noch liebreizende Repräsentantin der imperialen Würde darstellten; so ein Ball, den die Marschälle im großen Saale der Oper gaben, und zu dem jeder dieser „Karyatiden des Thrones“, wie Frau von Staël sie nennt, als Beisteuer 25 000 Franks zahlte. Im eigenen Heim aber gebot Josephine über eine Schar von Dienern und Dienerinnen wie keine andere Fürstin ihrer Zeit; an der Tür ihres Vorzimmers paradierte, die Hellebarde in der Hand, ein Portier mit Schnüren, Treffen und goldenen Epauletten; Stallmeister, Ehrenkavaliere, Kammerherren und -diener, Ehren- und Palastdamen, Kammer- und Garderobefrauen, harrten ihrer Befehle so ergeben wie eine Anzahl Mamelucken, und damit die steife Grandezza dieser prunkvollen Hofhaltung eines leichten Hauches wohlthuender Romik nicht entbehre, erschien alle vierzehn Tage, den Kavalieregen an der Seite, ihr Pedicure, der deutsche Jude Tobias Rohen. In hellen Haufen pilgerte halb auch die Welt des ancien régime mit Ausnahme freilich macher Familien des Faubourg St. Germain, die durch völliges Ignorieren des kaiserlichen Hofes eine Art „Fronderie des salons“ trieben, nach den Tuileries, um der Gemahlin des Mannes, der die Geschichte Frankreichs lenkte, zu huldigen, ihrer Gastlichkeit sich zu erfreuen und auf ihren Bällen zu glänzen, bei denen der Mulatte Julien, der Modebegehr jener Tage und Protégé der Kaiserin, ein vortreffliches Orchester dirigierte, das zumal Kontretänze mit unerreichter Meisterschaft spielte. Und wie gehoben fühlte Josephine sich, daß an der Spitze ihres hierarchisch gegliederten Hofstaates als Großalmosenier ein Fürst Rohan stand, daß eine Laroche-foucauld, die sich freilich hinter dem Rücken ihrer Herrin oft genug über diese lustig machte, unter ihren Ehrendamen figurierte und den Kammerherrnschlüssel gar ein Herr von Montesquiou trug, der seinen Stammbaum bis auf Chlodwig zurückführte. Den Gipfel der Seligkeit für die genussfrohe Herrscherin bildeten aber die entzückenden Tage in Malmaison, ihrem Paradiese. Hier verwaltete Herr Bonpland, der Gefährte Alexanders von Humboldt auf seiner amerikanischen Reise, die mit den seltensten Pflanzen geschmückten Gärten, hier erfreute sich Josephine exotischer Tiere aller Art, darunter der Tauben von den Molukken, deren Gurren, dem militärischen Charakter des Kaiserreiches entsprechend, wie Trommelwirbel klang, und eines wohlherzogenen Drang-Utan-Weibchens, das mit Messer und Gabel aß und in Nachthemd und Nachjacke schlief. Umgeben von allen diesen Herrlichkeiten, schaltete und waltete die Kaiserin, so lebenswürdig wie unbedeutend, an Nichtigkeiten hängend und — die Rechnungen des Monsieur Veroy und der Mademoiselle Despeaux, ihrer bevorzugten Garderobelieferanten, bezeugen es — exorbitantester Verschwendungslust rücksichtslos

huldigend; erstand sie doch in einem einzigen Monate 38 Hüte und für 18000 Francs Marabutfedern. Aber niemals füllte — die Gerechtigkeit gebietet, es zu konstatieren —, rein äußerlich betrachtet, eine Herrscherin Frankreichs ihre Stellung besser aus als diese kleine Kreolin, deren legere Bewegungen die Hoheit einer Souveränin nicht ausschlossen.

Allmählich jedoch begann der Horizont sich zu bewölken. Nach seiner Thronbesteigung empfand Napoleon die Lücke, die das Fehlen eines Leibeserben ergab, begreiflicherweise schmerzlicher als vorher, und Josephine litt darunter schwer. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß die wichtigste Aufgabe einer Frau, die den Purpur trug, darin bestand, Kinder zu gebären und so die Zukunft mit der Vergangenheit zu verknüpfen; es mußte, wenn einst der Ruf erschallen sollte: „Der Kaiser ist tot!“ ihm der andere folgen können: „Es lebe der Kaiser!“ Doch das Glück, auch in ihrer zweiten Ehe Mutter zu werden, war ihr versagt geblieben, trotzdem sie Bäder besuchte, sich den Kuren des Leibarztes Corvisart unterzogen, allerhand Quacksalbereien getrieben und sogar eine Pilgerfahrt unternommen hatte. So begannen die allmählich auftauchenden Gerüchte von einer beabsichtigten Lösung ihrer Ehe sie zu beunruhigen. Einstweilen freilich ohne Grund; der Kaiser dachte zunächst nicht an Trennung, und es wäre ja auch eine Lächerlichkeit gewesen, die Krone, die er seiner Gemahlin gestern aufs Haupt gedrückt hatte, ihr heute wieder zu nehmen. Aber es gab auch noch ein Morgen, und die Frage der Thronfolge fing an, einer dunklen Wolke gleich, die sich immer drohender zusammenballte, Josephinens neues, glänzendes Leben zu überschatten. Daher klingt die Erzählung — wenngleich die Quelle, der sie entstammt, etwas trübe fließt — nicht geradezu unglaublich, die geängstigte Frau habe sich unter Napoleons Zustimmung mit dem Gedanken an ein untergeschobenes Kind getragen, der ehrenhafte Corvisart aber seine Beihülfe verweigert, und so sei der Plan wieder aufgegeben worden.

Berließ aber das Gespenst der Scheidung Josephine, so kam ein anderer Plagegeist: die Eifersucht; diese wuchs mit den Jahren, und nicht ohne Grund, denn die Kaiserin war älter als ihr Gatte und konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Jugend ihr allen Ernstes den Rücken zu kehren begann; selbst ihre Vorliebe für verjüngende, rosafarbene Roben, von der mokanten Schwägerin Paulette mit beißendem Spotte gezeißelt, vermochte den Herbst ihres Lebens nicht wieder zum Lenze zu machen. Und bald trat ein Ereignis ein, das die Lavine ins Rollen brachte, die Josephinens Glück verschütten sollte. Am 13. Dezember 1806 gebar Eleonore Denuelle, eine Vorleserin Karolinens, der Schwester Napoleons, einen Knaben, dessen Erzeuger unbedingt der Kaiser war. Dieser fühlte sich nun hinsichtlich seiner Befürchtungen, daß ihm die Freuden der Vaterschaft überhaupt versagt seien, beruhigt, gewisse Zweifel an sich selbst waren ihm genommen, und er durfte hoffen, in einer eventuellen zweiten Ehe legitime Nachkommenschaft zu erzielen. Dazu erhielt die Kaiserin sichere Nachrichten über Beziehungen ihres gegen Preußen und Rußland im

Selbe stehenden Gemahls zu Frau Marie Walewska, einer schönen Polin, und dachte ernstlich daran, ihm nach dem im Winter so wenig Reize bietenden Osten zu folgen. Wie wunderbar waren doch die Rollen vertauscht! Zehn Jahre früher hatte Josephine es trotz der nichts als glühendste Sehnsucht atmenden Briefe ihres Gatten kaum über sich vermocht, ihn in dem sonnigen Lande jenseits der Alpen aufzusuchen, und nun hielt sie es für ihr einziges, beneidenswertes Glück, dreihundert Meilen auf schlechten Wegen im Schneegestöber des Januar zurückzulegen, um tief im Innern des unwirtlichen Polens den Mann zu finden, an dem ihr Herz hing — und dieser lehnte ihren Besuch, wenn selbstverständlich auch in der liebenswürdigsten Form, ab. Glühender Lava gleich war einst der Strom seiner Liebe geflossen, aber ihre Kälte und gelegentliche Treulosigkeit hatten ihn erstarren lassen; nun blieb ihr das heiße und, wie sie voll tieffster Trauer von Jahr zu Jahr deutlicher erkannte, ihre Kraft weit übersteigende Bemühen, dem kühlen, harten Steine neues Leben zu entlocken. Welche Reue mag die Bedauernswerte ergriffen haben, als sie fühlte, daß ihr, nicht ohne eigene Schuld, die Liebe ihres Gatten, der ihr täglich teurer wurde, mehr und mehr entglitt!

Da kam Josephine eine, wie sie meinte, rettende Idee: die Adoption des kleinen Napoleon Charles, des Sohnes ihrer mit Bonapartes Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, vermählten Tochter aus erster Ehe, Hortense — Napoleons Neffen, ihres eigenen Enkels. Diesen an Kindesstatt anzunehmen, blieb dem Kaiser übrig, wenn er sich von der Frau nicht trennen wollte, die ihr Los an das seine geknüpft hatte; und die Adoption war ihm sympathisch. Aber der kleine Prinz, auf den Josephine ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte, starb frühzeitig im Mai 1807, und mit dem Erbfolgetraum schwand wieder eins der Bindemittel der kaiserlichen Ehe dahin. Völlig untröstlich würde die durch das Schicksal so grausam Enttäuschte gewesen sein, wenn sie geahnt hätte, daß sich an das betrübende Ereignis die ersten ernstesten Scheidungsgedanken Napoleons knüpften, denen sich bald darauf in Eile die Frage gesellte, ob nicht vielleicht eine Großfürstin der geeignete Ersatz für die zu entthronende Lebensgefährtin sein möchte. Und wie der Frühling, so brachte auch der Herbst, während dessen der Hof in Fontainebleau weilte, für Josephine allerhand Aufregungen. Der Polizeiminister Fouché, einst eifriger Jakobiner, fürchtete begreiflicherweise die Rückkehr der Bourbonen, eine Gefahr, die vermindert wurde, wenn Napoleon das Empire einem Sohne hinterlassen konnte; so sah er sich veranlaßt, für die Scheidung einzutreten. Er mag auch geglaubt haben, dem Kaiser gefällig zu sein — es steht nicht ganz fest, ob dieser von dem Schritte seines Dieners unterrichtet war oder ihn vielleicht als eine Art Fühler gar selbst veranlaßt hatte —; kurz Fouché schrieb Josephine einen Brief, in dem er auf die Pflicht Napoleons hinwies, Frankreichs Zukunft sicher zu stellen, und die Kaiserin vermahnte, sie möge, da ihr Gatte bei seinen zärtlichen Empfindungen für sie sich niemals entschließen würde, die schmerzliche

Entsagung von ihr zu verlangen, Heroismus zeigen und sich durch freiwillige Trennung selbst auf dem Altare des Vaterlands opfern. Josephine, in der Meinung, der Schreiber der Zeilen sei direkt vom Kaiser beauftragt, ihr den Scheidungsvorschlag zu machen, hielt ihr Schicksal für besiegelt; sie antwortete, vom Throne herabzusteigen sei sie bereit, doch gleichzeitig den Mann zu verlieren, dem sie ihre ganze Liebe geschenkt habe, das gehe über ihre Kräfte. Napoleon aber, dem sie unter heißen Tränen von dem Geschehenen Mitteilung machte, zeigte, wie groß seine Schwäche der noch immer geliebten Frau gegenüber war; er stellte die Tat Fouchés als übertriebenen Eifer hin, und die Unterredung schloß mit zärtlichen und tröstenden Worten. Immer wieder scheute der Kaiser vor dem entscheidenden Schritte zurück und suchte einen *modus vivendi* mit Josephine zu finden; so forderte er sie im Frühling 1808 auf, den kleinen Leon, seinen Sohn von der Eleonore, zu adoptieren, und als die völlig Zermürbte sich auch dazu bereit erklärte, gab er ihr, gerührt von so viel Liebe, die Versicherung, er werde sich nie von ihr trennen. Die Adoption unterblieb zwar — Napoleon wagte doch nicht, Frankreich seinen Bastard als Nachfolger anzubieten —, aber der ganze Vorgang zeigte aufs deutlichste, wie schmerzlich ihn der Gedanke berührte, der Frau, die mit dem Aufsteigen seines Sternes so eng verknüpft war, ein letztes Lebewohl zu sagen.

Doch mit den Tagen, die kamen und gingen, trat immer aufs neue und immer unabweisbarer an den Kaiser die Forderung nach einem Erben heran; immer unweigerlicher drängte sich ihm die Erinnerung an das Schicksal des mazedonischen Weltreiches und die Kämpfe der Diadochen auf; immer unvermeidlicher erschien ihm die Gründung einer Dynastie und die dadurch bedingte Scheidung. Und doch — der Mann, der in keiner Schlacht gezittert hatte, erhebe bei dem Gedanken an die Trennung, und das um so mehr, als eine neue Verbindung ihm nichts weniger als sympathisch war. Was würde ihm diese zweite Ehe schließlich denn auch bieten? „J' épouserai un ventre“ — das war sein Standpunkt. Aber das Schicksal der armen Kaiserin blieb, friedlos zu sein. Im Herbst 1808 wurde gelegentlich des zu Erfurt abgehaltenen Kongresses das Projekt der Verbindung Napoleons mit einer Großfürstin zum ersten Male offen ausgesprochen. Josephine fühlte das Damoklesschwert über ihrem Haupte und wurde, von Angst gepeinigt, täglich nervöser; als der Kaiser ihr sehr entzückt über den Zaren schrieb und scherzhaft meinte: „Wenn Alexander eine Frau wäre, ich glaube, ich würde sie zu meiner Geliebten machen“, sah sie in diesen Worten sofort einen Hinweis auf die bevorstehende Verheirathung ihres Gatten mit einer moskowitischen Prinzessin und sich selbst verlassen und vereinsamt. Hatten doch auch früher schon Königinnen von Frankreichs Throne herabsteigen müssen, die kinderlos gewesen gleich ihr, wie jene Margarete von Valois, an deren Hochzeit mit Heinrich IV. die entsetzliche Bartholomäusnacht noch heute erinnert. Bei allem Glanz und Schimmer welch trauriges Leben! In ihrer Unruhe fiel ihr dann wohl die oben erwähnte

Wahrsagerin ein, die ihr den Thron Frankreichs zwar versprochen, aber diese Prophezeiung mit dem fatalen Zusatz versehen haben sollte, sie würde nicht als Herrscherin sterben; und da Josephine — eine Schwäche der schöneren Hälfte der Menschheit, die die Jahrhunderte zu überdauern scheint — in hohem Grade abergläubisch war, das Wunderbare liebte und immer gern die Zukunft zu ergründen suchte, griff sie häufig zu den geliebten Karten, deren Zuverlässigkeit ihr über allen Zweifel erhaben schien, seit sie kurz vor der Schlacht bei Jena einen großen Sieg verkündet hatten; ging die Patience, die sie sich legte, auf, glaubte sie das als ein günstiges Omen ansehen zu dürfen. Und trotz des ausdrücklichen Verbotes ihres Vaters konsultierte sie ganz im geheimen auch die bekannte Kartenlegerin Mademoiselle Lenormand, die ihre vermeintliche Kenntnis der Zukunft wahrscheinlich teuer genug verkauft haben wird, und befragte fleißig alles, was sonst noch in Paris zur Gilde derartiger Propheten und Prophetinnen gehörte, ganz gleich, ob sie ihre Weisheit, wie der poesieverklärte Seni, der leuchtenden Konstellation am Firmament oder, gut spießbürgerlich, dem dunkleren Saße der Kaffeetasse entlehnten.

Mittlerweile war das Jahr 1809 und mit ihm der Feldzug gegen Österreich herangekommen; bei Regensburg hatte eine Kugel Napoleon leicht verletzt und bald darauf der junge Staps sein Attentat geplant. Sofort erklang durch ganz Frankreich die Frage: „Was soll werden, wenn der Kaiser stirbt?“, und in Verbindung mit ihr tauchte naturgemäß auch die andere wieder auf, diejenige der Scheidung. Josephine stellte aufs neue die traurigsten Betrachtungen an und hatte nur allzu triftigen Grund dazu. Napoleons Korrespondenz aus dem Feldlager bestand in kurzen, trockenen Billets, wurde immer lakonischer und zeigte von Zärtlichkeit keine Spur mehr. Das Leben voll Repräsentation, das die seelisch schwer leidende Herrscherin in Straßburg, ihrer damaligen Residenz, führte, begann sie anzuwidern; am liebsten hätte sie sich in ein Mausloch verkrochen. So eilte sie nach Plombières, wo die große Welt ihre Tränen wenigstens nicht sah. Aus den letzten Zeilen, die Napoleon ihr am 21. Oktober von München aus zugehen ließ, erkannte sie ihr Schicksal; diese lauteten kurz und bündig: „Liebe Freundin! In einer Stunde reise ich ab, ich komme in Fontainebleau in der Nacht vom 26. zum 27. an; Du kannst Dich mit einigen Damen dorthin begeben. Napoleon.“ Nun hatte Josephine es verbrieft in Händen, daß alles aus war.

Der Kaiser war in der Tat fest entschlossen, den oft erwogenen Schritt zu tun; die politische Notwendigkeit erwies sich als zwingend. Da er aber seine Schwäche der noch immer Verführerischen gegenüber kannte, traf er Vorkehrungen, jeder Annäherung von vornherein aus dem Wege zu gehen; er gab Befehl, in Fontainebleau die Verbindungsthüren zwischen seinen eigenen Gemächern und denen der Kaiserin zu vermauern. Bald nach ihrem Gemahl traf auch Josephine dort ein; sie erkannte natürlich, worauf die baulichen Veränderungen hingingen, und den letzten Zweifel nahm ihr das befriedigte Lächeln

ihrer ihr feindlich gesinnten Schwägerinnen. Der Kaiser zeigte sich wortkarg und zurückhaltend und vermied das Alleinsein mit ihr; die Kammerherren, mit jenem Instinkte molluskenhafter Hoffschranzen begabt, der um so feiner entwickelt zu sein pflegt, je rettungsloser alles, was Charakter heißt, im Stadium primitivsten Embryonentums stecken geblieben ist, taten kaum noch ihren Dienst und ließen es, auch nachdem man Mitte November nach Paris übergesiedelt war, in der Meinung, dadurch des Kaisers besondere Gunst zu gewinnen, völlig an dem nötigen Respekte gegen die Proskribierte fehlen; ja in ihrer Herrin Gegenwart plauderten und lachten die Palastdamen laut und ungeniert mit den Offizieren vom Dienst. Josephine durchlebte traurige Tage; wenn sie allein war, flossen ihre Tränen in Strömen, und selbst während der Mittagstafel, an der tiefes Schweigen herrschte, unterdrückte sie mit Mühe das Schluchzen. Ihr ganzes Inneres sträubte sich gegen die Forderungen der Politik; die Kaiserin schauderte so gut zurück vor dem Dunkel einer bedeutungslosen Zukunft wie die Frau vor einem lieblosen Leben. Aber ihr hartes Schicksal mit Würde zu tragen, verstand sie nicht; jedem, der es hören wollte, sprach sie von ihrem Seelenschmerz, und wo sie einem hohen Offizier oder Staatsbeamten begegnete, von dem sie glauben konnte, er kenne die Pläne ihres Gatten, nahm sie ihn beiseite, um ihn auszuforschen, und bekam als Antwort doch nichts zu hören und zu sehen, als leere Redensarten und verlegene Gesichter. Und ab und an tauchte aus dem Meere tiefsten Kummers in chamäleonischer Wandlung plötzlich mal wieder die Josephine früherer Tage auf, oberflächlich und leichtlebig, die Seele nicht drapiert mit der Gewandung, die ernste Zeiten ihr gewoben, und brachte es fertig, ihrer Vertrauten, Frau v. Remusat, gegenüber zu äußern: „Trauerkleider stehen mir gut; ich werde sie nach der Scheidung während eines vollen Jahres tragen.“

Napoleon beschloß nun, zu Ende zu kommen, wie unerträglich es ihm auch schien, die Verzweiflung der Frau zu sehen, die er einst so heiß geliebt hatte. Am 30. November fiel der Schlag. Nach dem Diner ging er wie gewöhnlich, gefolgt von Josephine, in den an das Eßzimmer stoßenden Salon, wo der Kaffee gereicht zu werden pflegte. Als der Page sich mit Brett und Tassen wieder entfernt hatte, hörte man plötzlich verzweifelteres Schreien, das durch Türen und Wände drang: das entscheidende Wort war gesprochen; Napoleon hatte seinen unwiderruflichen Entschluß der Trennung unter erneutem Hinweis auf die gebieterische Pflicht gegen das Staatswohl kund getan. Josephine war völlig niedergeschmettert; dem förmlichen Befehle des Kaisers, dem sanften Zureden des Gatten begegnete sie mit Klagen und Vorwürfen und warf sich ihm schließlich unter herzzerreißendem Weinen zu Füßen, laut kündend, daß sie die Schmach nicht überleben werde. Napoleon bedurfte seiner ganzen Kraft, um fest zu bleiben; Josephinens Schmerz war heiß genug, auch seinen eigenen Gefühlen wieder einen höheren Wärmegrad zu verleihen. Schließlich riß er, der peinlichen Szene ein Ende zu machen, die Tür auf und rief

nach dem Palastpräfecten Bauffet, der in Ausübung seines Dienstes im Nebenzimmer weilte. Als dieser herbeistürzte, sah er Josephine, jammervolle Klagerufe ausstoßend und halb ohnmächtig, auf dem Teppich kauern; die beiden Männer trugen sie die schmale Treppe hinab, die in ihre Privatzimmer führte, wo sie der Pflege der gerade zu Besuch am Kaiserhofe weilenden Hortense und des schnell herbeigerufenen Corvisart übergeben wurde.

Die Zeit bis zur formellen Lösung ihrer Ehe war für Josephine entsetzlich. Zum 2. Dezember, dem Jahrestage der Kaiserkrönung und demjenigen der Schlacht bei Austerlitz, kamen viele verbündete Fürsten nach Paris, und natürlich fanden ihnen zu Ehren allerhand Festlichkeiten statt, denen die arme Kaiserin in großem Staate beizohnen mußte, Blumen an der Brust, ein Diadem von Brillanten auf dem Haupte, ein erzwungenes Lächeln um die zusammengepreßten Rippen und im Herzen den Tod. Am Morgen des Gedenktages erschien sie zum Te deum in Notre-Dame, wo vor fünf Jahren dieselbe Hand ihr die Krone aufgesetzt hatte, die sie ihr wieder zu nehmen nun sich anschickte. Abends zeigte sie sich dann bei einem Bankett in den Tuilleries, umgeben von dem ganzen Pomp kaiserlicher Majestät, und ebenso am folgenden Tage auf dem Feste, das die Stadt Paris im Rathause gab. Viele mitleidige Blicke richteten sich hier auf sie, und den Worten, die sie sprach, begegnete oft tiefe Rührung; denn Josephine war mit Recht in hohem Grade beliebt.

Am 15. Dezember wurde die Scheidung vollzogen; demüthig fügte die schwer Geprüfte sich dem Willen des geliebten Mannes, wenn auch unter den heftigsten körperlichen und seelischen Erschütterungen: von Schmerz überwältigt, aber von Stolz gehoben, gab sie die Erklärung ab, daß sie, das Wohl Frankreichs höher stellend als ihr Glück, mit der Lösung des Ehebundes einverstanden sei. So ging das Drama zu Ende; das blutende Herz der interessanten Frau, dem ein grausames Schicksal so schwere Wunden geschlagen hatte, fand in der Ruhe, die Entsagung zu geben vermag, den so lange und so heiß, aber stets vergebens ersehnten Frieden.

